

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Troll-Borostyáni, Irma von: Die heilige Stephanskrone. Historische
Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Die heilige Stephanskrone.

Historische Erzählung von
Irma v. Troll-Borostháni.

Unter den Kroninsignien aller Reiche gibt es kaum ein so andächtig verehrtes wie die im Auge des magyarischen Volkes mit einem heiligen Nimbus umgebene ungarische Königskrone.

An sie knüpft sich die Einführung des Christentums in Ungarn. Denn König Stephan, der von 997 bis 1038 regierte, war es, der das bis dahin heidnische Reich in einen christlichen Staat umgestaltete. Er errichtete christliche Schulen, berief viele gelehrte Mönche zu Lehrern, baute zahlreiche Kirchen und Kapellen, stiftete zehn reichdotierte Bistümer, führte den Zehnten ein und erhob die Prälaten zum ersten Reichsstande. Er gab allen christlichen Sklaven die Freiheit; die Großen des Reichs aber, die sich dem Christentum widersetzen, überzog er mit Krieg. Für diese Verdienste erhielt Stephan vom Papste Silvester II. eine Krone, welche seitdem den obern Teil der *sacra regni Hungariae corona* bildet, während der untere Teil aus der dem Herzog Geysa, Stephans Vater und Vorgänger in der Regierung, vom griechischen Kaiser Manuel Iulias nebst einem Patriarchenkreuz und dem Titel des apostolischen Königs geschenkten Krone besteht.

Nur die mit dieser heiligen Stephanuskronen vollzogene Krönung verleiht und sichert die ungarische Königswürde; d. h. nur denjenigen erkennt das magyarische Volk als seinen rechtmäßigen Herrscher an, dessen Haupt mit der echten historischen Königskrone gekrönt wurde.

Ist es selbstverständlich die Pflicht des jeweiligen Regenten, die heilige Stephanuskronen streng zu verwahren, welche Aufgabe in den Zeiten eines Interregnums an eigens hierfür erwählte Magnaten, welchen der Titel Kronhüter verliehen wird, übergeht, so ist es ebenso begreiflich, daß in den gerade in Ungarns Geschichte so oftmals auftretenden Perioden des Interregnums oder der Gegenkönige um den Besitz der Stephanuskronen zuweilen mit List und Gewalt gestritten wurde.

Einer der interessantesten an dieses kostbare Diadem geknüpften Zwischenfälle ereignete sich zur Zeit des nach dem Tode des ersten aus dem Hause Habsburg stammenden ungarischen Königs Albrecht II. eingetretenen Interregnums. Als Albrecht schon nach nur zweijähriger Regierung 1439 auf einem Zuge gegen die Türken an der Lagerseele starb, sah seine Witwe, Elisabeth von Luxemburg, ihrer Entbindung entgegen. Da sie sich aber für die Regierung in den damals sehr kriegerischen Zeiten zu schwach fühlte,

willigte sie in eine ihr vorgeschlagene Verbindung mit dem Jagellonen-König Wladislaw III. von Polen, den die Magnaten zugleich zum König von Ungarn erwählten, während gleichzeitig eine andere zahlreiche Partei sich dieser Verbindung widersetzte, um für den Fall, als Albrechts nachgeborenes Kind ein Knabe wäre, diesem die ihm gesetzmäßig zufallende Krone zu sichern.

Aber auch die Königin-Witwe selbst hatte nur scheinbar, um Zeit für die Ausführung ihrer Absichten zu gewinnen, in ihre Vermählung mit Wladislaw eingewilligt. Von einer unerklärlichen Vorahnung beherrscht, daß ihr Kind ein Knabe sein werde, bot sie alles auf, um ihre Vermählung bis zur Entscheidung zu verzögern. Zugleich faßte sie den Plan, sich in den Besitz der Stephanuskronen zu setzen, und der ihr glühend ergebene Erzbischof von Gran, der mächtigste Kirchenfürst des Landes, erklärte sich bereit, wenn ihr Plan ihr gelinge, den königlichen Erben in dessen ersten Lebensstunden zu krönen.

Die heilige Stephanuskronen befand sich zur Zeit nebst den anderen Kroninsignien in der schier uneinnehmbaren Festung Bisegrad in einer schweren eichenen, mit eisernen Bändern versicherten Truhe verwahrt, die in einer mit einer massiven eisernen Tür verschlossenen Nische einer meterdicken Mauer in der Sakristei der alten Schloßkirche stand. Die Tür zu dieser Mauernische war mit drei versiegelten Schlössern versichert, von welchen Schlüssel in und Beschaften die Königin und die beiden Kronhüter, der Landespaladin Hederváry und der Burghauptmann von Bisegrad, Madar Gara, beide politische Gegner Elisabeths, je ein Exemplar besaßen.

Fast unmöglich schien unter diesen Verhältnissen ein Gelingen des abenteuerlichen Vorhabens der Königin. Durch Bestechung konnte nichts erreicht werden. Zu sorgsam bewachten die beiden der Partei des Jagellonen angehörigen Kronhüter ihren kostbaren Schatz. Und ein Gewaltstreich wäre ein geradezu lächerlicher Versuch gewesen.

Eine Hofdame Elisabeths, Klona Kotanyi, raffte nicht, bis es ihr gelang, einen ebenso kühnen wie schlauen Kriegsplan zu entwerfen, der einen Erfolg des waghalsigen Unternehmens zu versprechen schien.

Im königlichen Schlosse zu Komorn befand sich zur selben Zeit als Büchsenmeister ein junger Edelmann, Ddön Rutics, ein Verwandter Klonas, der erst kürzlich aus Venedig zurückgekehrt war, wo er seine mechanischen und chemischen Kenntnisse sehr vervollkommnet hatte. Ddön liebte seine schöne Cousine, und Klona beschloß, seine Liebe und seine hervorragenden Kenntnisse für ihre Absichten auszunützen. Indem sie ihm dieselben anvertraute, versprach sie ihm ihre Hand für den Fall seiner Mitwirkung und eines Gelingens des hochwichtigen, aber auch sehr gefährlichen Planes. Ddön willigte freudig ein. Um den Preis des Besitzes des geliebten Mädchens war ihm kein Opfer zu groß.

Zugelang berieten die beiden Verschworenen hinter

verschlossenen Türen. Dann entwendete Nlona ihrer königlichen Herrin Schlüssel und Betschaft zu der die Krone beherbergenden Mauernische, deren Obön zu seinen Arbeiten unumgänglich bedurfte. Um in den Besitz der beiden Gegenstände zu gelangen, wäre deren heimliche Aneignung freilich nicht notwendig gewesen, da die Königin sie ihren Getreuen zu dem von ihr selbst angestrebten Ziele freiwillig überantwortet hätte. Die vorsichtige, alle Fälle klug abwägende Hofdame wollte aber nicht, daß die Königin in das gefährliche Unternehmen persönlich verwickelt würde. Im Falle eines Mißlingens des Coups wollte Nlona mit gutem Gewissen es beschwören können, daß der Anschlag ohne Mithilfe der Königin in Scene gesetzt worden war. Hierauf machte sich der Büchsenmeister in seiner Werkstätte an die Fabrication von allerlei Instrumenten, welcher er die

Herstellung verschiedener Salben und Mixturen folgen ließ.

Als alle Vorbereitungen getroffen waren, fuhr Nlona Kotanyi, die sich einen Aufschlag der Königin an den Schlosshauptmann Gara verschafft hatte, mit ihrem Vetter Ödön Kuticz am Morgen des 20. Februar 1440 in einem Schlitten über die noch hart gefrorene Do-

nau, an deren jenseitigem Ufer, Komorn schräg gegenüber, die feste Burg Bisegrad sich erhebt. Der in das Geheimnis nicht eingeweihte Diener Ödöns, auf dessen Treue er bauen konnte, wurde nach einer nahe gelegenen, zur Zeit unbewohnten Mühle geschickt, wo er mit dem Schlitten auf seinen Herrn warten sollte. Und während er dorthin weiter fuhr, erstiegen die beiden Verschwörer die Burg.

Auf das dem Wachposten zugerufene Losungswort ließen diese die Zugbrücken hernieberlassen, senkten grüßend die Helmbarden, und der herbeieilende Schlosshauptmann bewillkommte die ihm wohlbekannte Hofdame der Königin und ihren Begleiter.

Nachdem Nlona sich ihres Auftrages entledigt und ihren Vetter dem Schlossherrn vorgestellt hatte, beeilte sich dieser, die Sendlinge der Königin in seine Wohnung zu führen, um sie gastfreundlich mit Trant und Speise zu erquicken.

Bald war der kleine Kreis, dem sich auch Gara's Frau und Kinder zugesellt hatten, in lebhafter Unterhaltung begriffen, und der Burghauptmann wurde nicht müde, Ödön über seine interessanten Erlebnisse in der Fremde auszufragen, da Nlona, dem ausgenommenen Plane gemäß, erzählt hatte, welch große Reisen Kuticz, trotz seiner Jugend, schon unternommen habe, und daß er erst ganz kürzlich aus der Türkei zurückgekehrt sei, wo er lange Zeit in Gefangenschaft geschmachtet habe. Plötzlich aber unterbrach Ödön seine Berichte, ließ sich, von jäher Schwäche übermannt, in den Stuhl zurücksinken und richtete mit matter Stimme an den Schlossherrn die Bitte, sich für einige Stunden zurückziehen zu dürfen, da er sich sehr unwohl fühle.

„O, Sie haben sich von Ihren Strapazen und Leiden der Gefangenschaft noch nicht erholt,“ rief Gara teil-

nahmsvoll. „Ach, nicht das allein,“

antwortete Ödön stammelnd, „aber ich war in der Türkei an der Pest erkrankt, und seither ist es mit meiner Gesundheit sehr schlecht bestellt.“

Mit dem Ausdruck von Sorge und Schrecken ergriff Nlona ihres Veters Hand. „O Gott, du sieberst,“ rief sie ängstlich. „Wir

wollen nur hoffen, daß dies Unwohlsein nicht einen Rückfall in die entsetzliche Krankheit bedeutet.“

Ein peinliches Schweigen folgte diesen Worten. Gara und seine Frau tauschten entsetzte Blicke, und während sie auf einen Wink ihres Mannes mit ihren Kindern rasch das Zimmer verließ, erklärte Gara mit rauhem Tone: „Da ist äußerste Vorsicht nötig. Ich hoffe, daß Sie uns da nicht einen bösen Gast eingeführt haben, Fräulein Kotanyi. Ich werde Ihnen eine Kammer anweisen, wo Sie mit Ihrem kranken Vetter bleiben müssen, um ihn zu pflegen, und die Sie nicht eher verlassen dürfen, bis er völlig gesund ist. Auch werde ich Ihnen den Burgarzt schicken. Gebe Gott, daß es kein Rückfall der Pest sei!“

Mit diesen Worten eilte Gara aus dem Gemach, um einen Diener zu schicken, der Nlona mit ihrem Vetter nach dem für sie bestimmten Zimmer führte.

Bald kam der Arzt, untersuchte den stöhnenden.



„Da ist äußerste Vorsicht nötig. Ich hoffe, daß Sie uns da nicht einen bösen Gast eingeführt haben.“

ächzenden Kranken, und als er zu seinem Schreden verschiedene bläulich gefärbte Flecken auf der Haut des Leidenden entdeckte, erklärte er ihn für pestbehaftet, erteilte einige Anordnungen und eilte fort, um nicht wiederzukehren und Auftrag zu geben, daß sich niemand dem Kranken nähern dürfe.

Nur Mlona harrete in treuer Pflege an seiner Seite aus, durch das Fenster die ihr zugeschobenen Medikamente für ihren Vetter und Speise und Trank für sie selbst entgegennehmend.

Als am andern Morgen der Diener wieder an das Fenster der Krankenstube trat, um dem Hoffräulein das Frühstück zu bringen, verblindete ihm Mlona unter heißem Schluchzen, daß ihr Vetter gestorben sei.

Da schickte der Schloßhauptmann zwei Männer, um die Leiche so rasch als möglich einzuscharen. Die Gesichter mit in Essig getauchten Lappen bis auf die Augen verhüllt, Berg in Mund und Nase, schickten sie sich an, den Leichnam mit den mitgebrachten langen Eisenhacken aus der Kammer zu zerren, während sie mit Wacholberbeeren um sich herum räuchernten.

Die Hofdame widersezte sich diesem pietätlosen Beginnen. Im Namen der Königin, bei der sie Beschwerde einlegen würde wegen Mißachtung des Toten, der ein im Dienste der Königin angestellter Edelmann gewesen, forderte sie, daß die Leiche in einen Sarg gelegt und eine Nacht lang in der Kirche oder in der Totenkammer beigelegt und erst am andern Morgen und zwar in geweihter Erde begraben werde. Sie selbst, um niemand andern einer Gefahr der Ansteckung auszusetzen, wolle bei ihrem Vetter die Totenwache halten und die Totengebete verrichten.

Gara wagte nicht, die Forderungen der, wie er wußte, bei der Königin in hoher Gunst stehenden Hofdame unerfüllt zu lassen. Er ließ daher in aller Eile aus ein paar rohen Brettern einen primitiven Sarg zimmern, und schon nach wenigen Stunden erschienen die beiden Knechte mit demselben in dem Totenzimmer, und obgleich sie den bereits schwarzblau gewordenen Leichnam kaum anzuschauen wagten, mußten sie doch dem Fräulein behilflich sein, ihn mittelst Stangen und Stricken in den Sarg zu legen. Dann schlangen sie ein starkes Seil um den Sarg, schoben ihn auf einen kleinen Handwagen und rollten diesen mit seiner unheimlichen Bürde in die in einem alten Turm neben der Schloßkapelle gelegene Totenkammer. Darauf begaben sie sich, dem Befehl des Burghauptmanns gemäß, in das Sterbezimmer, um das Bett, worin der Kranke gelegen, zu verbrennen, die übrigen Gerätschaften mit kochendem Wasser zu übergießen und die Kammer auszuräuchern.

Mlona aber hielt treue Totenwache, und wer etwa von den Schloßbewohnern an der Totenkammer vorbeisritt, sah sie neben dem Sarge knien und hörte sie von Weinen unterbrochene Gebete murmeln.

Als aber die Nacht hereingebrochen war und die tiefe Stille zeigte, daß mit Ausnahme der Burgwache

alle Inwohner des Schlosses zur Ruhe gegangen waren, erhob sich der vermeintlich Tote aus seinem Schreine, dessen Deckel, um in den Sarg Luft einströmen zu lassen, Mlona sogleich, nachdem die Knechte enteilt waren, gelockert hatte. Und nun machten sich die beiden Verbündeten an ihre schwere Arbeit der Erschließung der den zu erringenden kostbaren Schatz bergenden massiven Türen, nachdem sie vorher die Fensterchen verhängt und die Ausgangstüre versperrt hatten. War es ihnen jedoch nach mehreren vergeblichen Versuchen verhältnismäßig rasch gelungen, die Türen von der Totenkammer in die Kapelle und von dieser in die Sakristei mittels der in Obdons und Mlonas Kleidertaschen verborgenen Instrumente zu öffnen, so spottete dagegen die kleine, schwere Eisentür zu der Mauernische, in der die Truhe mit der Krone stand, allen Anstrengungen. Keiner der Nachschlüssel paßte in die Schlösser, keine Feile, kein Stemmeisen vermochte sie zu öffnen. Was nützte es ihnen, daß sich die Siegel mittels einer erhitzten



Keiner der Nachschlüssel paßte in die Schlösser, keine Feile, kein Stemmeisen vermochte sie zu öffnen.

Stahlklinge lösen ließen, daß das eine der Schlösser sich mit dem von Mlona mitgebrachten Schlüssel der Königin sogleich öffnete, wenn die beiden anderen Schlösser unbefiegbaren Widerstand boten!

Eine verzweifelte Ratlosigkeit wollte sich ihrer bemächtigen, denn das einzige ihnen zu Gebote stehende Mittel: die Schlösser mit Schießpulver aufzusprennen,

setzte sie äußerster Gefahr aus. Denn nicht nur konnte der Raub infolge der gewaltsamen Zerstörung der Schlösser viel leichter entdeckt werden, sondern auch der bei der Explosion ganz unvermeidliche Knall mußte von den Wachen gehört werden und würde diese zur Untersuchung der Ursache des Lärmes herbeiführen.

Und dennoch mußte das gefährliche Wagnis unternommen werden. Es gab keine Wahl, es gab keinen andern Ausweg.

Ödön füllte die beiden Schlüssellocher mit Schießpulver und steckte in jedes eine Zündschnur, deren äußere Enden er anbrannte, dann eilte er mit seiner Gefährtin in die Totenkammer zurück und streckte sich, nachdem sie vorher vom Fensterchen die Hülle entfernt und den Riegel der Ausgangstür zurückgeschoben, die Tür in die Kapelle aber zugezogen hatten, wieder in seinen Sarg, dessen Deckel Nona über ihn schob.

Und schon ertönte ein kurzer, schußähnlicher Knall, dem ein metallisches Klängen der zerreißenen stählernen Schloßfedern sich beimißte.

Dann wurde alles still.

Aber nur wenige Augenblicke. Denn kaum hatte Nona noch Zeit gefunden, mit ihren bebenden Fingern eine Hand voll Harz auf die von den Knechten zur Räucherung mitgebrachte, mit glühenden Kohlen gefüllte Pechspfanne zu werfen, um in dem sich entwickelnden Rauch den sich merkbar machenden Pulvergeruch zu erspüren, als im Schloßhof Stimmen und Kommandorufe, Waffengeklirr und schwere, dröhnende Lauffschritte laut wurden. Und jetzt näherten sich die wichtigen Tritte dem Turme, ein Thor wurde aufgeschlossen und laut schallten auf den Steinfliesen des engen, gewölbten Korridors die heraneilenden Schritte.

Nona fühlte sich einer Dohnmacht nahe. Ihr Herzschlag stockte. Nicht nur das Gelingen ihres Planes, auch ihre Freiheit stand auf dem Spiele. Wenn ihr verwegener Anschlag entdeckt wurde, konnte niemand, auch die Königin nicht, sie und ihren Better vor schwerer Freiheitsstrafe retten.

Wider warf sie sich neben dem Sarge auf die Kniee nieder; wieder faltete sie betend ihre Hände. Aber nicht in erheucheltem Totengebet, sondern in heißem Flehen um Gelingen ihres in treuer Liebe zu ihrer königlichen Herrin zur Sicherung der gesetzmäßigen Thronfolge tollkühn versuchten Unternehmens.

Da wurde die Tür aufgestoßen. Der Rottmeister der Wachronde, hinter ihm seine Kriegsknechte, stand auf der Schwelle.

„Was geht hier vor?“ fragte er mit rauher Stimme. „Was ist hier geschehen? Wer hat hier einen Schuß abgefeuert?“

Ihren ganzen Mut zusammennehmend, erhob sich Nona von den Knieen, und mit voller Ruhe und vortrefflich gespielmtem Erstaunen antwortete sie: „Hier — was soll hier geschehen sein? Nichts ist geschehen. Es hat auch niemand geschossen. Was soll Eure Frage? Ich verstehe nicht, was Ihr meint.“

Der Kriegsmann schickte einen mißtrauischen Blick durch den raucherfüllten Raum. Dann fragte er wieder: „Habt Ihr denn den Schuß nicht gehört? — Er kam doch aus der Richtung der Kammer oder der Kapelle.“

Nona nickte. „Ja, allerdings. Auch ich habe etwas gehört. Aber von woher es kam, das weiß ich nicht. Es mag wohl das Krachen des Donau-eises gewesen sein.“

„Um — da mögt Ihr recht haben,“ meinte der Rottmeister. „Es wird das brechende Eis gewesen sein. Es kommt ja öfter vor, daß es so knallt wie ein Schuß.“ Und mit kurzem Gruße, noch einen hastigen scheuen Blick auf den Sarg werfend, neben dem Nona unbeweglich stand, beeilte er sich, die Tür zuzuziehen und mit seinen Leuten den gefährlichen Ort zu verlassen.

Eine Viertelstunde später herrschte wieder tiefe Stille in der Burg. Ödön und Nona aber schlichen in die Sakristei und untersuchten die Wirkung des Sprengschusses. Er war vollkommen gelungen. Ohne die äußere Eisenplatte der Schlösser zu beschädigen, hatte er die Federn abgeprengt, und so bedurfte es nur mehr geringer Arbeit, um die Tür zu öffnen.

Ein Gefühl triumphierender Freude erfüllte die Herzen des kühnen Paares, als sie die eichene Truhe, die den kostbaren Schatz barg, vor sich sahen. Bald aber erkannten sie, daß dessen Erlangung neue Schwierigkeiten sich entgegensezten, denn auch diese mit schweren Eisenbändern versicherte Kiste war mit mehreren Schlössern versehen, die sich mit Ödöns Dietrichen nicht öffnen ließen und seinen schärfsten Feilen Widerstand boten. Einen abermaligen Sprengschuß zu unternehmen, wäre aber ein Wagnis gewesen, das unvermeidlich zur Entdeckung hätte führen müssen. Der Verdacht der Wache durfte nicht zum zweiten Male rege gemacht werden, sollte nicht alles vereitelt werden. Und schon war die Nacht weit vorgerückt, der Morgen nahte, da die Knechte kommen würden, um Ruticz' Leiche abzuholen.

Einige Minuten starrte Ödön ratlos vor sich hin. Plötzlich erhellte sich sein Auge. „Nur getrost!“ flüsterte er Nona zu, „die Schlösser sollen uns nicht hindern. Es gibt ein anderes Mittel, zu dem Inhalt der Kiste zu gelangen.“

Mit rascher Hand bohrte er ein Loch in die eine Holzwand der Truhe, führte durch dasselbe eine kleine, scharfe Säge ein und erweiterte es nach Abbiegung einiger Beschläge so weit, daß es Nonas schlanker Hand gelang, die heiß ersehnte Krone durch die Lücke herauszuziehen.

Mit einem leisen Jubelschrei fielen sich die Verbündeten in die Arme, als sie das Kleinod in den Händen hielten. Aber sie hatten nicht Muße, sich ihrer Siegesfreude hinzugeben. Denn die Zeit drängte, die verräterischen Spuren ihrer Tätigkeit zu beseitigen. Während Nona die Krone in ihren Nachtsack einnähte, beeilte sich Ödön, die Tür der Mauernische zu verschließen, die abgelösten Siegel festzukleben und die herumliegenden Holz- und Eisenplitter zu entfernen.

Als am folgenden Morgen die beiden Knechte kamen, um den kleinen Handwagen mit dem Totenschreine abzuholen, lag Ddön wieder in seinem Sarge, in dessen Deckel Mlona mittlerweile mehrere kleine Luftlöcher gebohrt hatte, die aber niemand bemerkte, denn die Knechte hatten wieder dicke, in Essig getauchte Tücher über ihr Gesicht gehüllt, durch deren kleine Gucklöcher sie kaum zu schauen vermochten, und der Burggeistliche, der im kleinen Vorhof vor dem alten Turme der vermeintlichen Leiche harnte, um sie einzusegnen, sowie der bei der Ceremonie anwesende Schloßhauptmann hielten sich in so ängstlicher Entfernung von dem Sarge, daß sie die winzigen, wenn auch zahlreichen Lücken nicht wahrnehmen konnten.

Nachdem der Geistliche, der so rasch als möglich seines Amtes gewaltet hatte, und während die Knechte den Sarg von dem Wägelchen auf einen Hand-schlitten luden, wendete sich Sara gegen Mlona und rief ihr zu: „Der Allmächtige scheint Sie wunderbarerweise bis jetzt vor Ansteckung bewahrt zu haben. Doch kann man dessen noch nicht sicher sein, ob Sie nicht den Keim der Ansteckung in sich tragen und doch noch erkranken. Sie dürfen daher sechs Tage lang keinem Menschen in die Nähe kommen. Die Knechte werden Sie nach dem Begräbnis zu einem außerhalb des Dorfes gelegenen kleinen Häuschen führen, das ich für Sie habe eingerichtet, mit genügenden Nahrungsmitteln und Holz zur Feuerung versehen lassen. Dort müssen Sie die Zeit über bleiben. Ich hoffe, Sie nach sechs Tagen gesund wiederzusehen.“

Mlona dankte mit einer stummen Verbeugung und folgte dem Schlitten mit dem Sarge, den die beiden Knechte jetzt durch das Burgtor auf die verschneite Straße zogen.

Da sie den näheren Weg durch das am Fuße des Schloßberges liegende Dorf nicht nehmen durften, gelangten sie erst nach zwei Stunden an den kleinen Birkenwald, hinter welchem der Friedhof lag. Da erklärte Mlona, die von dem weiten, mühsamen Weg sichtlich ermüdet war und sich kaum mehr vorwärts zu schleppen vermochte, nicht mehr weiter zu können, ohne sich ausgerastet zu haben. Erschöpft ließ sie sich auf den Schlitten sinken, auf den sie vorher schon ihren Reisefack mit der darin eingenähten schweren Krone ge-

legt hatte, und bat, ein wenig ruhen zu dürfen, worauf die Knechte, welche die verdoppelte Last nicht zu ziehen vermochten, aber auch nicht länger als unerläßlich in der gefährlichen Nähe bleiben wollten, be-rieten, was zu tun sei, und nach kurzer Überlegung dem Fräulein den Vorschlag machten, hier auf dem Schlitten zu ruhen, während sie auf den Kirchhof gehen wollten, das Grab auszuschaufeln. In einer Stunde etwa würden sie zurückkommen, um den Sarg zu holen.

Mlona willigte gerne ein; war es doch gerade das, was sie wollte. Als die Knechte gegangen waren und Mlona, scharf in die Runde spähend, weit und breit kein lebendes Wesen erblickte, hob sie den Sargdeckel, und Ddön kroch rasch aus dem Schreine hervor. Nach-

dem sie denselben eiligst mit Steinen und Meißig angefüllt hatten, um die Last des Körpers zu ersetzen, nahm Ddön Abschied von der Geliebten und schlug sich in das Birkenwäldchen, wo er sich die greulichen blauen Flecken mit Schnee von Gesicht und Händen rieb und dann nach der seinem Diener bezeichneten Mühle weiter eilte. Und während er diesen in das nächste Dorf schickte, um einen Schlitten zu mieten und mit demselben hierher zurückzukehren und Mlona zu erwarten, bespannte er seinen eigenen Schlitten und fuhr so rasch, als die Pferdelaufen konnten, der Donau und über dieselbe Komorn zu.

Mlona setzte unterdessen mit den nach etwa einer Stunde zurückgekehrten Knechten den unterbrochenen Weg zum Kirchhof fort, sprach weinend ein letztes Gebet über den in die Grube gesenkten Sarg und ließ sich von den Männern, nachdem sie das Grab zugeschaufelt hatten, zu dem ihr als „Quarantäne“ bestimmten Häuschen führen.

Kaum aber waren die sich entfernenden Knechte außer Gesichtswerte gekommen, so verließ auch Mlona das Häuschen und wanderte, obgleich von den Aufregungen und Anstrengungen in Geist und Körper aufs äußerste erschöpft, ihre entshwindenden Kräfte zusammenfassend, der Mühle zu, um dort mit Bängen des Eintreffens von Ddöns Diener zu harren. Endlich kam auch dieser. Tief aufatmend warf sich Mlona in den von ihm mitgebrachten Schlitten und fort



„Der Allmächtige scheint Sie wunderbarerweise bis jetzt vor Ansteckung bewahrt zu haben.“

ging es über die glitzernde Schneefläche dem königlichen Schlosse zu, um der geliebten Fürstin die mit so viel List und Schlaueit und tollkühnem Wagemut erbeutete Krone zu Füßen zu legen.

In derselben Nacht hatte die Königin-Witwe Elisabeth einem Knaben das Leben geschenkt. Obgleich es ein schwaches, nur mit Aufgebot der größten Mühen am Leben erhaltbares Kind war, so brachte die Kunde von dessen Geburt der königlichen Partei doch große Erstarkung. Das Volk jubelte seinem landeseingeborenen gesetzmäßigen König zu und forderte dessen sofortige Krönung.

Die Jagellonen-Partei ließ sich hierdurch aber nicht einschüchtern. Mit bewaffneten Truppen zog der Führer dieser Partei, der Paladin Hedervary, vor die Bisegrader Burg und verweigerte die Herausgabe der heiligen Stephanskronen. Welche Verblüffung bemächtigte sich aber der Jagellonisten, als am 15. Mai 1440 der königliche Knabe — in der Geschichte als Ladislaus Posthumus bekannt — vom Fürstprimas von Gran mit dieser selben heiligen Stephanskronen mit feierlichem Pomp zum Könige von Ungarn getront wurde!

Trotzdem aber riefen die Unionisten den Polenkönig Ladislaw III. ins Land und erwählten ihn zum König von Ungarn. So entstand im Innern des Landes ein blutiger Bürgerkrieg, in dem Ungarn gegen Ungarn um den König kämpften, während an den Grenzen des Reiches die ungarischen Waffen sich gegen die fortwährenden Einbrüche der Türken wehrten. Erst nachdem Vladislaw III. 1444 bei Varna gegen die Türken fiel, konnte Ladislaus Posthumus, der Sohn Albrechts und Elisabeths, von seinem ganzen Reiche anerkannt, den Thron besteigen, während für die Zeit seiner Unmündigkeit Johann Hunyad zum Gouvernator des Reichs gewählt wurde.

War es Klona und Odön nicht gegönnt worden, durch ihre kühne Tat dem Bruderkriege in ihrem Vaterlande vorzubeugen, so wurden sie von der Königin doch reich belohnt. Mit kostbaren Geschenken huldvoll ihres Dienstes enthoben, mit ihrem Vetter, dem tapferen Büchsenmeister, vermählt und mit einem großen Freigute bei Güns belohnt, wurde die einstige Hofdame Klona Kotanyi die Stammutter eines noch jetzt blühenden Geschlechts.

Geburtstagsbescherung.

Die Gattin sticte,
Die Älteste sticte,
Die Zweite sticte,
Die Dritte sticte,
Und keine stricte
Und keine sticte.

Hab' jetzt ein Paar gesticte Schuh'
Und keinen ganzen Strumpf dazu.



Wie schön
ist Gottes
Welt!

Wie schön ist Gottes Welt! — seufzte Herr Liborius Gerst, als er wie alltäglich pünktlich um dreiviertel sieben Uhr früh auf die Straße trat, um in die Geschäftsstube zu gehen. Langsam schritt er und atmete mit vollen

Jügen die Morgenluft. Ueppig grüntem die Bäume, Rosen blühtem in den Vorgärten der Häuser. Angstlich, als suchten sie Verlorenes, schautem seine Augen umher und dann sahen sie traurig zum Himmel. „Wie schön ist Gottes Welt! Aber es muß wohl Menschen geben, so ist es sein Wille, für welche die schöne Gotteswelt nichts bietet als Bitternis. Keine Seele erfreuen sie und genießen selbst trotz des heißen Begehrens in ihrem Herzen keine Freude. Sie haben Augen, um zu sehen, und Ohren, um zu hören — und doch ist all die sommerliche Pracht, das heitere Grün, der heitere Himmel, der Vogelgesang, welcher lieblich tönt, nicht für sie. Ihnen gehört nur der dämmernde Abend und die dunkle Nacht. Ausschlossen sind sie vom freudigen Licht. Rechnen . . . und immer rechnen . . . kein Sonnenstrahl dringt in die moderige Stube und betupft, wie ein Gruß vom frohen Draußen, die düstere Tapete. Freude gibt es ringsum die Fülle — aber nicht für mich, der nicht einmal das Glück der Kindheit kannte. Als ich ein kleiner Bube war, mußte ich hart arbeiten, während die anderen spielten; kaum zwölf Jahre alt geworden, brachte mein Vater mich in die Lehre . . . und dann . . .“

Herr Liborius senkte die Augen, als habe er kein Recht, auch nur flüchtige Minuten an der Gotteswelt sich zu erfreuen.

„Und dann,“ seufzte er, „nach harten Lehrjahren, welche meinen Rücken krümmten, saß ich an demselben Pult, in derselben Stube, deren rauchgeschwärzte Tapete immer dunkler wurde, und rechnete und schrieb. Heut sind es fünfzig Jahre, seit mein armer Vater mich in die Lehre gebracht.“

Bei dem Großvater selig des jetzigen Besitzers der alten Firma S. Klein & Söhne war er als Lehrling und Gehilfe gewesen, fast dreißig Jahre hatte